



Newsletter vom 10. 10. 2021

Inhalt

Wenn technische Potenziale Realitäten schaffen, die wir später bereuen werden	2
9.10.2021, Timotheus Bruderer	2
Erlöst die Kinder von unnötigen Therapien	3
Journal 21, 24.9.2021, Carl Bossard	3
Wie man mit Strafen den Kindern schadet.....	5
NZZ am Sonntag, 26.9.2021, Bildung, Theresia Müller	5
«Lerndefizite aufgrund von Corona lassen sich aufholen».....	8
Sonntagszeitung, 2.10.2021, Interview von Nadja Pastega	8
«Die Gefahr der Überwachung ist gross»	11
NZZ am Sonntag, 26.9.2021, Bildung, Interview René Donzé.....	11
Wenn Schüler Lehrer auswählen.....	13
NZZ am Sonntag, 3.10.2021, Schweiz, René Donzé	13
Mitreden ja – entscheiden nein	15
NZZ am Sonntag, 3.10.2021, Meinungen, Schule, René Donzé	15
Der Fall Rodriguez war kein Zufall	15
NZZ, 27.9.2021, Meinung & Debatte, von Nils Pfändler.....	15
Schulische Integration – Anspruch und Realität	18
Veranstaltung vom 27. Oktober 2021, Bildungsforum Aargau – Schule im Fokus	18



Wenn technische Potenziale Realitäten schaffen, die wir später bereuen werden

9.10.2021, Timotheus Bruderer

Geschätzte Leserinnen und Leser

Während nun definitiv die Blätter von den Bäumen fallen, flattert Ihnen mit diesem «Blatt» eine Palette spannender und teils kontroverser Inhalte in die Mailbox. Der Titel des Vorwortes ist bewusst provokativ gestaltet. Die dadurch erzeugte gedankliche Hitze hilft nicht nur gegen die herbstliche Nass-Kälte, sie soll auch zur Auseinandersetzung mit der Frage anregen, wohin sich unser Bildungssystem entwickelt und was es aus unseren Kindern machen wird. Lassen Sie sich durch nachfolgende Einschätzung der Newsletter-Inhalte inspirieren. Vorher aber noch in eigener Sache:

Rückblick: Wie viel Digitalisierung in der Schule ist sinnvoll und wo sind die Grenzen?



«Was lange währt...» Nachdem wir im Herbst 2020 aufgrund der Corona-Situation einen Rückzieher machen mussten, konnten wir vergangene Woche den Anlass nun endlich durchführen. Im Zürcher Glockenhof gaben uns die beiden Referentinnen Yasmine Bourgeois und Nina Fehr einen aktuellen Einblick in den Einzug der Digitalisierung in die Schule und zuhause und deren positive wie negative Folgen. Während Kantonsrätin Nina Fehr vor allem aus der Eltern-Perspektive in die Zeit während des Lockdowns zurückblendete, malte Gemeinderätin und Schulleiterin Yasmine Bourgeois den Besuchern den Corona-Schulalltag vor die Augen. Mit zahlrei-

chen erlebten Anekdoten schlugen beide Damen eindeutig in dieselbe Kerbe. Ihr Fazit: Die Digitalisierung an den Schulen sei zwar gut und wichtig, doch nur, wenn sie nicht alternativlos wird und solange sie eine unterstützende Funktion innehat und keine dominierende. Ausserdem waren sich beide einig, dass für den Kindergarten und die Unterstufe Computer ein No Go sind. Der Abend war geschmückt mit einem ausgiebigen Austausch zwischen den Besuchern und Referentinnen. Doch nun zu den Newsletter-Inhalten.

Zur Normalität therapieren

Gleich zu Beginn wird in Carl Bossards Zusammenfassung eines Vortragsabends mit der «Abklärungsmaschinerie» an den Schulen abgerechnet. Während Kinder immer mehr (und dazu noch früher) bestimmten Vorstellungen zu entsprechen haben, wird der Raum für Normalität immer enger – schon fast wie der Binärcode eines Computers, der ja auch nur 0 oder 1 kennt. Während Kinder übertherapiert werden, bleiben Defizite wie Lese- und Rechtschreibschwäche oftmals unbehandelt.

Von straffreien Erziehungsstätten und demokratischen Schulen

Das Strafen schade den Kindern – so behauptet es zumindest die PHZ-Dozentin Theresa Müller. Nun hat Strafe aber primär einen erzieherischen Aspekt und zielt weniger auf ein schulisches Verhalten ab. Ob Frau Müller mit der Verbannung von Strafen das Kind mit



dem Bade ausschüttet? Zwar versucht sie dies zu vermeiden, indem sie am Schluss relativiert, Regeln können ihre Berechtigungen haben – doch nur, hakt sie nach, wenn alle damit einverstanden seien. Ihr Plädoyer hinterlässt gesamthaft den Eindruck, die Kindergärten entwickelten sich immer mehr zu Erziehungsstätten.

Verändern will man die Volksschule zudem zu sogenannt demokratisch funktionierenden Strukturen. Zum Beispiel dadurch, dass Jugendliche in der Rekrutierung von Lehrpersonen mitbestimmen. Wohlbemerkt findet dieses Experiment prompt an den zwei Schulen Anwendung, wo Kinder selbst organisiert lernen. Also dort, wo Lehrer bereits zu Coaches degradiert wurden. Damit schliesst sich auch der Kreis des Demokratieverständnisses für die Schüler, die ihre «Minister» (englisch für Diener) gleich selbst wählen (und konsequenterweise wieder abwählen) können.

«Buy now pay later»

Die ETH-Lernforscherin Elsbeth Stern bringt mit ihren kritischen Voten zum sinnigen und unsinnigen Einsatz von Computern an Schulen frischen Wind auf und warnt vor der Suchtgefahr von Handys, wobei sie dies nicht nur bei Kindern und Jugendlichen feststellt. Doch so gut Kinder beim Lernen durch Computer unterstützt werden, mutieren sie doch unweigerlich zu Überwachungsobjekten, die schubladiert werden. Beat Döbeli warnt: «Wir dürfen nicht aufgrund von technischen Potenzialen Realitäten schaffen, die wir später bereuen.» Es drohe das vernachlässigt zu werden, was sich mit einem Computer nicht messen lässt: Emotionen, Kreativität und Neugierde, um nur ein paar Beispiele zu nennen. Der Informatik-Didaktiker bringt es mit folgendem Satz auf den Punkt: «Es braucht eine vertiefte Diskussion der Potenziale und Gefahren, bevor wir solche Systeme im Schulalltag einsetzen.» Der Einsatz ist längst da, der Preis wird früher oder später zu bezahlen sein.

Ich wünsche Ihnen eine angeregte Lektüre!

Timotheus Bruderer, Präsident Starke Volksschule Zürich

Erlöst die Kinder von unnötigen Therapien

Journal 21, 24.9.2021, Carl Bossard

Die Zahlen zeigen es: Die Normalität wird enger; immer mehr Schulkinder kriegen Therapien und Förderungen verschrieben. Doch wem dient das? Der Vortrag eines Kinderarztes lässt aufhorchen.

Sie sei in den vergangenen Jahren richtiggehend explodiert, die Abklärungsmaschinerie für Schulkinder. Darum durchlebten wir eine Zeit der „Überdiagnosen“. Doch ein Mehr sei eben nicht zwingend besser. Im Gegenteil! So tönt das schonungslose Fazit von Thomas Baumann, Kinderarzt und Fachbuchautor, bei seinem Referat in St. Gallen zum Sinn der Diagnosen beim Kind. Eingeladen hatten die Ostschweizer Kinderärzte.¹

Mehr „kranke“ als gesunde Kinder

Mehr als die Hälfte der Schweizer Schulkinder wird irgendwie therapiert – das Ziel: Schulprobleme lösen und den Unterricht bestehen. Sie erhalten sonderpädagogische und/oder unterrichtsergänzende Massnahmen zugeteilt, seien dies psychomotorische, logopädische oder heilpädagogische Hilfen. Dazu kommen medizinisch verordnete Therapien wie

¹ Referat im Rahmen der Vortragsreihe „Pädiatrie, Schule & Gesellschaft“ vom 15. September 2021 an der Pädagogischen Fachhochschule St. Gallen: „Erlöst die Schüler von unnötigen Diagnosen – die Bedeutung von Diagnosen für die Entwicklung des Kindes“.



Psycho- und Ergotherapie.² Das bereitet dem Pädiater Thomas Baumann Sorge.

Der Experte kennt klare Worte: Unsere Gesellschaft verleite dazu und verlange es: Kinder müssten schon früh ganz bestimmten Vorstellungen entsprechen. Zahlreiche Lehrerinnen und Lehrer, viele Eltern und auch Ärzte hätten immer konzisere Vorstellungen davon, wie sich ein Kind in einem bestimmten Alter verhalten müsse. „Kinder, die nicht in dieses Schema passen, werden abgeklärt und therapiert.“ Abweichungen vom Durchschnitt würden vielfach als Entwicklungsstörung betrachtet. So sei ein eigentlicher „Therapie-wahn“ entstanden – und ein lukrativer Therapiemarkt, analysiert Baumann.³ Die Folge: In unserem Schulsystem hätten wir mittlerweile mehr „kranke“ als gesunde Kinder.

Grosse Spannweite der Variabilität

Was aber führt zu dieser ungesunden Zunahme? Der Grund könne nicht primär in den Kindern liegen; verändert habe sich die Vorstellung von Normalität. Die Annahme, was normal sei und was nicht, werde immer enger. Die Streubreite nehme ab. Für Baumann ist klar: „Es werden einfach mehr Variationen der Norm als pathologisch erklärt.“

Ausser Acht gelassen werde dabei oft die altersbedingte und grosse Spannweite der sogenannten Variabilität, der kindlichen Unterschiedlichkeit im Entwicklungstempo. Als Konsequenz erfolgten Interventionen und Therapien darum nicht selten im gesunden Bereich. Dies beispielsweise bei Kindern, die in ihrer Entwicklung scheinbar noch im Rückstand lägen, doch diesen Schritt auch ohne Massnahmen vollzögen. Einfach etwas später, vielleicht etwas anders.

Wenn sich der Toleranzwert verschiebt

Therapien implizieren eben Krankheit. Oft hinterlassen die therapeutischen Settings beim Kind – und auch bei den Eltern – ein schales Gefühl: „Was ist mit mir los, dass sich um mich alle Sorgen machen? Was stimmt bei mir denn nicht?“, fragen sich die betroffenen jungen Menschen. Sie empfinden die Therapie als negative Rückmeldung, was im Sinne des Pygmalioneffekts wie ein schulisches Nocebo wirken kann. „Interventionen stigmatisieren“, so Baumann wörtlich. Nicht selten rutschten Kinder auch in den „kranken Bereich“, weil sich der Toleranzwert, der sogenannte Cut-off verschiebe.

Oft sind auch die Testverfahren fragwürdig: Sie erstellen eine Diagnose, ohne den problematischen Bereich überhaupt zu messen oder den Gesamtkontext genügend auszuloten. So wird beispielsweise die Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung ADHS zum Teil mit subjektiv ausgefüllten Fragebögen erfasst; es gibt keinen Biomarker, der als Indikator herangezogen werden könnte. Über „Normalität“ oder Hyperaktivität entscheidet schlicht der Beobachter, sagte Baumann. Praxispädiater wissen: Norm von Pathologie zu unterscheiden ist und bleibt eine Kunst. Das Messen wie das Sammeln von Informationen bedürfen zwingend einer Gesamtschau.

Genderproblematik bei den Therapien

Noch eine Zahl lässt aufhorchen: Auch den kantonalen Schulpsychologischen Diensten (SPD) werden immer mehr Schulkinder zugewiesen. Mindestens zwei Drittel davon sind Knaben. Das Beispiel stammt aus dem Kanton Zürich. In anderen Kantonen zeigt sich ein ähnliches Bild. Es sei eine Gratwanderung, sagt Oskar Jenny, Abteilungsleiter der Entwicklungspädiatrie am Kinderspital Zürich. Und er fügt bei: „Wenn das Angebot da ist, wird es auch genutzt. Es besteht die Gefahr, dass mehr Therapien verschrieben werden, als

² Romedius Alber: *Der Pädiatrie laufen die Schulkinder und Jugendlichen davon – holt sie zurück!* In: *PAEDIATRICA* Vol. 30-5/2019, S. 18.

³ Thomas Baumann, Romedius Alber (2011): *Schulschwierigkeiten: Störungsgerechte Abklärung in der pädiatrischen Praxis*. Bern: Verlag Hans Huber.



sie Kinder wirklich nötig haben.“⁴

Kinder- und Jugendpsychiatrien gefordert

In einem zweiten Vortrag skizzierte Susanne Walitza, Ärztliche Direktorin des Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienstes des Kantons Zürich (KJPD), die Zunahme akuter Probleme bei jungen Menschen. Ob Essstörungen oder Autismus, ob Persönlichkeitsstörungen oder das Zappelphilipp-Syndrom ADHS – psychische Leiden sollen möglichst frühzeitig erkannt werden. „Je früher wir behandeln, umso besser ist der Verlauf und die Prognose für die Betroffenen“, betonte Walitza und fügte bei: „Eine frühe Bindungsstörung kann nicht irgendwann einfach wegtherapiert werden.“

Vor allem die zweite Welle der Corona-Pandemie hätte die Lebensqualität und damit die psychische Situation von Kindern und Jugendlichen verschlechtert; das habe die Psychiatrie mit zusätzlichen Notfällen konfrontiert. „Im April 2021 hatten wir mit 160 Konsultationen dreimal so viele junge Menschen bei uns wie zwei Jahre zuvor.“ Hinter jeder Zahl stünde ein junger Mensch mit seinen Sorgen und Nöten, oftmals geplagt von suizidalen Gedanken, gab Walitza zu bedenken.

Überdiagnosen und Unterdiagnosen verursachen Kosten

Die Sorgen der Jugendlichen brauchen ein diametrales Gegengewicht. Beide Referate betonten, wie wichtig dabei die Schule sei und wie bedeutsam die positive Beziehung – gerade für Kinder aus sozial benachteiligten Familien seien sie essentiell. Baumann verwies auf die Erkenntnisse der grossen Hattie-Studie, Walitza auf das wertschätzende Klima im Klassenzimmer mit Struktur und Klarheit.

Der Pädiater Thomas Baumann nannte mehrfach die Überdiagnosen. Sie seien gesellschaftlich akzeptiert, wissenschaftlich aber kaum erforscht. Diagnosen verschafften vordergründige Sicherheit, auch wenn sie an der Realität vorbeizielten. Kaum jemanden interessiere es aber, welche enormen Kosten dabei entstünden und wie viel daran verdient werde. Auf ein Wegschauen und damit auf eine Unterdiagnose machte Susanne Walitza aufmerksam: Die Lese- und Rechtschreibschwäche vieler Kinder werde viel zu wenig erkannt und schon gar nicht als wichtiges Risiko für die spätere schulische Entwicklung gesehen. Auch hier wäre eine verantwortungsvolle Bildungspolitik gefordert.

Wie man mit Strafen den Kindern schadet

NZZ am Sonntag, 26.9.2021, Bildung, Theresia Müller

Sonne und Wolke für gutes oder schlechtes Verhalten sind vielerorts in Mode. Doch sind solche Systeme mit Regeln und Bestrafungen häufig kontraproduktiv. Sie schüchtern ein oder verfestigen unerwünschtes Verhalten, schreibt Theresia Müller

Unsere Tochter erzählte im ersten Kindergartenjahr mehrmals wöchentlich vom störenden Verhalten eines Bubens – nennen wir ihn Hans. Er schlug andere Kinder, zerstörte Material und verunmöglichte oft einen geregelten Verlauf geplanter Vorhaben. Die erfahrene Kindergärtnerin drohte, ermahnte, versetzte und strafte. Nichts half. Nicht nur der Lehrerin, sondern auch den anderen Kindern setzten die Störungen sowie die Eindämmungsversuche zunehmend zu.

Die Kindergartenlehrerin kündigte auf Ende des Schuljahres. Nicht wegen dieses heraus-

⁴ Simone Rau: In die Schule, dann zur Therapie. In: Tagesanzeiger, 14.10.2013, S. 1, 11.



fordernden Jungen, aber vielleicht haben auch diese Erfahrungen beschränkter Wirksamkeit zu Ermüdungen beigetragen. Wir bedauerten den Abgang der engagierten Lehrerin sehr, und konnten uns entsprechend kaum auf die neue Stelleninhaberin freuen.

Bereits in der ersten Schulwoche kam unsere Tochter nach Hause und erzählte: «Wäisch, de Hans, de leerts jetzt ebe.» Da schien offensichtlich ein neuer Wind zu wehen. Und von diesem Tag an haben wir nie mehr von Schwierigkeiten oder Sanktionen gehört. Hans hat es gelernt.

Lehrpersonen geraten im Schulalltag immer wieder in Situationen, in denen sie mit ihrem Latein am Ende sind und Kinder, die sich nicht an vereinbarte Regeln halten, für ihre Störungen bestrafen. Es ist zunehmend zur Selbstverständlichkeit geworden, dass Lehrpersonen über ein Belohnungs- und Bestrafungssystem verfügen, um erwünschtes Verhalten zu forcieren. Kinder, die dreinschwatzen, fluchen, schlagen oder Hausaufgaben nicht erledigen, müssen eine Murmel, einen Batzen oder Stein abgeben, oder ihre Namenskarte wandert an der Tafel vom Platz an der Sonne in den bewölkten, den bedeckten, den regnerischen oder gar den stürmischen Himmel. Durch Wohlverhalten können die Betroffenen ihrem Namen wieder aus dem Schlechtwetterbereich in trockene oder gar sonnige Regionen verhelfen.

Meist sind es stets die Gleichen, denen immer wieder gedroht wird und die mit definierten Strafen zur Einsicht gebracht werden sollen. Sie müssen anstelle der Sportstunde einen Text abschreiben, am freien Nachmittag dem Hauswart helfen, ihre Eltern werden nach einer bestimmten Anzahl Verfehlungen telefonisch informiert oder zu einem Gespräch vorgeladen, oder das Fehlverhalten wird gar im Zeugnis mit einem «Genügend» oder «Ungenügend» verewigt.

Einige Kinder sind durch die zahlreichen Sanktionen bald abgestumpft und zucken kaum noch mit den Schultern, wenn ihr Name wieder Richtung Blitz und Donner abrutscht. Vereinzelt brüsten sie sich sogar mit der Anzahl ihrer «Einträge». Es berührt sie nicht mehr, wenn sie das Elternkontaktheft vorlegen müssen, um den drohenden Zeugniseintrag zu Hause unterschreiben zu lassen. Sie finden sich damit ab, wenig schulkompatibel zu sein, und verlagern ihren Ehrgeiz auf den Pausenhof oder in ihre Clique. Andere fürchten sich derart davor, einen Stein abliefern zu müssen, dass sie ein überangepasstes Verhalten entwickeln und alles daransetzen, den Unmut der Lehrperson nicht auf sich zu lenken. Passiert es trotzdem einmal, vergessen sie den einschneidenden Moment nicht mehr.

Strafen enthalten auch eine taxierende und zuordnende Botschaft, die Verhalten verfestigt. Ähnlich wie Noten machen sie sichtbar, wer brav und wer verhaltensauffällig ist. Die als Störenfriede markierten Kinder verinnerlichen ihren Status und werten Schule und Lernen oft ab. Jacob Kounin erkannte in den 1970er Jahren, dass Zurechtweisungen, Ermahnungen und Strafen Einzelner alle Anwesenden erreichen und als sogenannte «Welleneffekte» das Klassenklima trüben, was ihn zur Erforschung von Gelingensfaktoren einer störungsarmen Klassenführung veranlasste. Bestrafungssysteme können also nicht nur bei den Betroffenen, sondern bei allen Kindern Einschüchterung, Angst oder Ablehnung auslösen, die Beziehung zur Lehrperson belasten und das Klima beeinträchtigen. Ein hoher Preis, der auch die Lehrperson viel Schwung, Energie und Freude kosten kann.

Statt sich aus Einsicht sozialkompatibel zu verhalten, lernen Heranwachsende also, ihr Verhalten auf Anreize auszurichten und sich den Vorstellungen der Mächtigen gehorsam anzupassen. Statt Vernunft und die Fähigkeit zum Perspektivenwechsel, steuern die Aussicht auf Belohnung und die Angst vor Strafe das Handeln. Mit Folgen auch für das ausserschulische und spätere Leben. Wer das Prinzip des Strafens verinnerlicht, tendiert vermutlich dazu, auf Schwarzfahren im öV oder überhöhte Geschwindigkeit auf den Strassen nicht deshalb zu verzichten, weil er oder sie den Anspruch der Verkehrsbetriebe als legitim oder den Schutz der Fussgängerinnen als Verantwortung erachtet, sondern weil eine Busse droht.



Viele Studierende an den Pädagogischen Hochschulen stehen im Dilemma: Aufgrund ihres psychologischen Wissens und ihrer humanistischen Grundhaltung ist es ihnen ein Anliegen, eine gute Klassenführung ohne Strafen und entsprechende Beeinträchtigung des Unterrichtsklimas zu erreichen. Andererseits erleben sie in ihren Praktika ausgeklügelte Systeme, die unerwünschtes Benehmen von Kindern sanktionieren.

In der ratgebenden Klassenführungs-Literatur wird Lehrpersonen empfohlen, Regeln zu kommunizieren oder mit der Klasse gemeinsam zu vereinbaren. Doch genau damit wird die Sache anspruchsvoll. Wenn nämlich Kinder diese Regeln nicht einhalten oder nicht einhalten können, entsteht ein Konflikt, den Lehrpersonen aufgrund des Machtgefälles mithilfe von Sanktionen zu gewinnen versuchen.

Eine Lehrperson ist immer «im Recht», wenn sie auf die vereinbarte, nicht eingehaltene Regel verweisen kann. Nicht nur sie, auch das betroffene Kind und die unbeteiligte Klasse, erachten die Strafe als Folge der Regelübertretung mit hoher Wahrscheinlichkeit als gerechtfertigt.

Ist sie das wirklich?

Wie bereits erwähnt, sind es in der Praxis meist immer dieselben Kinder, die rumhampeln, reinrufen, die Hausaufgaben vergessen oder Konflikte mit der Faust lösen – und mit ihrem Verhalten immer wieder anecken. Für sie macht das gezeigte Verhalten aufgrund ihrer Persönlichkeit sowie ihrer individuellen Geschichte letztlich Sinn. Regeln stellen die Legitimationsgrundlage dar, um diesen Kindern zahlreiche Beweise ihrer Unfähigkeit und ihres Nichtgenügens zu liefern. Und das prägt.

Strafen stellen längst nicht sicher, dass das erwartete Verhalten zukünftig erfolgreich umgesetzt werden kann. Wenn Kinder noch kaum lesen oder Rechenoperationen nicht nachvollziehen können, fühlt sich eine Lehrperson verpflichtet, ihnen ihre Unterstützung zukommen zu lassen. Genauso brauchen Kinder, welche schulisches Verhalten noch nicht erbringen können, eine wohlwollende und kleinschrittige Lernbegleitung. Sie brauchen die Möglichkeit, Verhalten zu lernen und zu trainieren.

Carol Dweck unterscheidet zwischen einem *fixed mindset*, in dem Leistungen erwartet werden, weil angenommen wird, dass ein Individuum über angeborene Fähigkeiten und Talente verfügt, und einem *growth mindset*, in dem zu beharrlichem Lernen angespornt wird, weil davon ausgegangen wird, dass ein Individuum Verhalten verändern und entwickeln kann. Letztlich zeugen also die mit den Regeln so eng verknüpften Bestrafungssysteme von einem *fixed mindset* der Lehrperson. Das eine Kind wird als brav eingeschätzt, das andere als schwierig. Fehlverhalten wird bestraft und damit – ähnlich dem Ablasssystem – abgegolten. Lehrpersonen mit einem *growth mindset* stellen fest, dass ein Kind ein Verhalten noch nicht (in ausreichendem Masse) zeigen kann. Sie überlegen sich einen Weg, wie es das Gewünschte lernen kann.

Das Kind, das ungeduldig reinruft, wird mit einem Zeichen daran erinnert, erst die Hand zu heben. Ein anderes, das oft trödelt, erhält eine Sanduhr und darf jeden zügigen Start auf einer Tabelle vermerken, und das Kind, das unter seiner Bank kaum Ordnung halten kann, erhält einen Unterstützer, der es beim regelmässigen Aufräumen coacht.

Sind gewisse Kinder wiederholt in tätliche Konflikte verwickelt, sucht die Klasse in Gruppen nach guten Lösungen und erhält Zeit, die beste davon in Rollenspielen einzuüben. Und fällt es der ganzen Klasse schwer, leise in den Kreis zu kommen, wird dieser Schritt ohne jeden Vorwurf geübt und Erfolge gebührend wertgeschätzt. Ist die Klasse überfordert, wenn sie sich länger als drei Minuten konzentrieren soll, kann gemeinsam ein geeignetes Training entworfen und jeder Fortschritt grafisch sichtbar gemacht werden. Entscheidend ist, dass die Kinder einsehen, weshalb ein Verhalten Sinn macht und es sich lohnt, den Lernschritt zu tun, sowie die Möglichkeit haben, Strategien auszutauschen,



auszuprobieren und zu üben.

Hans hatte diese Möglichkeit. Er hat eingesehen, dass sich das Ziel lohnt, und er erhielt kleinschrittigen Lernsupport von der Kindergärtnerin. Ihre Zuversicht in seine Lernfähigkeit, ihre Freude an seinen kleinen Erfolgen sowie ihre Unterstützung bei Rückfällen halfen ihm, sich in die Gruppe zu integrieren und es zu lernen.

Strafsysteme beeinträchtigen nicht nur das Unterrichtsklima, sie festigen bei allen Beteiligten auch fixe Überzeugungen, Zuschreibungen und die Zuordnung zu Verhaltenstypen. Und genau dieses fixed mindset behindert oder blockiert das Lernen.

Natürlich können Regeln ihre Berechtigung haben. Voraussetzung dafür ist, dass das vereinbarte Verhalten von allen entweder grundsätzlich mühelos gezeigt werden kann oder systematisch geübt wird. Wenn die pädagogische Fachperson die Kinder auch beim Erlernen gewünschter Verhaltensweisen begleitet und dabei deren Vertrauen in ihre Lern- und Entwicklungsfähigkeit stärkt, bieten Regeln eine wichtige Orientierungshilfe.

Theresia Müller ist Dozentin an der Pädagogischen Hochschule Zürich.

«Lerndefizite aufgrund von Corona lassen sich aufholen»

Sonntagszeitung, 2.10.2021, Interview von Nadja Pastega

Lernforscherin Elsbeth Stern über schulische Lücken nach dem Lockdown, Handy-Sucht bei Kindern und feige Männer, die Frauenkarrieren behindern.

Sie gehört zu den bekanntesten und profiliertesten Lern- und Intelligenzforschern im deutschsprachigen Raum. Elsbeth Stern, Professorin an der ETH, macht immer wieder mit provokanten Thesen und unbequemen Fakten von sich reden. Bei Lehrerinnen und Lehrern schafft sie sich damit nicht nur Freunde.

Frau Stern, wie fühlt man sich, wenn man in Lehrerkreisen so unbeliebt ist wie Sie?

Viele Lehrpersonen schätzen meine Arbeit. Im Übrigen wollte ich nie Everybody's Darling sein. Als ETH-Professorin habe ich eine unbefristete Stelle, werde vom Steuerzahler bezahlt und sehe meine Pflicht darin, das zu verkünden, was ich aus wissenschaftlicher Sicht für die Wahrheit halte.

Zum Beispiel?

Wenn manche Lehrer hören, dass Intelligenz vererbt ist und die Lernfähigkeit beeinflusst, lehnen sie sich zurück und sagen, sie könnten sowieso nichts machen. Das muss ich immer wieder richtigstellen.

Es stimmt doch, dass Intelligenz nicht direkt beeinflussbar ist.

Aber die Vermittlung von Wissen haben die Lehrer in der Hand. Einige machen das gut, andere nicht so gut.

Wo sehen Sie die grössten Defizite?

Die Mathematik im Gymnasium bleibt ein Problem. Es werden mehr gute Lehrpersonen gebraucht als ausgebildet werden. Das bereitet uns an der ETH grosse Sorgen, gerade weil wir Lehrerinnen und Lehrer ausbilden und uns immer wieder etwas Neues ausdenken.

Das könnte daran liegen, dass gute Mathematiker in die Privatwirtschaft abwandern, wo sie mehr verdienen.

Ich bin gegen solche Pauschalurteile. Es gibt schon richtig gute Leute, die Mathe-Lehrer



werden, weil sie ihr Fach mögen und ihr Wissen weitergeben möchten. Aber der Lehrermangel ist eklatant.

Wegen Corona mussten die Schulen schliessen. Seither ist euphorisch von einem Digitalisierungsschub die Rede. Sind die Schulen tatsächlich im digitalen Zeitalter angekommen?

Ich habe so langsam ein Problem mit dem Begriff digitales Zeitalter. Was heisst das denn eigentlich? Es wird immer so getan, als sei das jetzt eine Zeitenwende. Gewissenhafte Lehrer haben im Lockdown wirklich viel auf die Beine gestellt. Sie haben mit den Kindern gezoomt, telefoniert und – wenn es nicht anders möglich war – ihnen Aufgaben vorbeigebracht. Aber es ging erst einmal darum, das aufrechtzuerhalten, was man bisher gemacht hatte.

Es gab also keinen digitalen Quantensprung?

Ob die intelligente Nutzung des Computers zum Lernen vorangetrieben wurde, muss sich erst noch zeigen. Da will ich erst mal Daten sehen. Die Vor- und Nachteile der Computernutzung kennen wir schon lange. Wir wissen, wenn wir Kindern den Computer einfach überlassen, machen sie damit nicht unbedingt das, was man sich als Eltern oder Lehrperson vorstellt.

Sie gamen lieber.

Da gibt es jetzt Ansätze, dass man versucht, den Kids Games zur Verfügung zu stellen, bei denen sie etwas lernen.

Funktioniert das?

Bedingt.

Wo macht der Computer im Schulunterricht eigentlich Sinn – und wo sollte man es bleiben lassen?

Es gibt den schönen Spruch: «Ein jedes Werkzeug ist ein Tand in eines tumben Toren Hand.» Das Entscheidende ist, dass man sich überlegt, wie man den Computer sinnvoll einsetzt. Es gibt wunderbare Möglichkeiten, zum Beispiel für das Üben von Vokabeln oder Mathe-Aufgaben. Da kann der Computer adaptive, an den individuellen Lernstand angepasste Aufgaben stellen und gute Rückmeldungen geben.

Mit anderen Worten: Man kann massgeschneidert büffeln.

Der Computer ist ein gutes Werkzeug, um individualisiert zu lernen. Wenn die Lehrpersonen allen Schülern die gleichen Aufgaben stellen, denken sich manche: «Nicht das schon wieder, die schriftliche Multiplikation und Subtraktion habe ich doch längst verstanden!» Andere kann man drei Tage davorsetzen, und sie kommen nicht weiter.

Wird der Präsenzunterricht überschätzt?

Ohne Lehrer geht es nicht. Wenn er aber nur mit dem Rücken zur Klasse die Tafel vollschreibt und die Schüler müssen es abschreiben, lernen sie vielleicht mit Langeweile umzugehen, aber sicher nicht den Schulstoff. Auch für die Arbeit am Computer braucht es den Lehrer, die Lehrerin. Sie müssen immer vorgeben, was die Schüler am Gerät machen sollen. Es bringt überhaupt nichts, die Kinder einfach vor die Kiste zu setzen und sich selbst zu überlassen.

Was halten Sie von Handy-Verboten an den Schulen – ist das noch zeitgemäss?

Es gibt Studien, in denen gezeigt werden konnte: Allein schon wenn das Handy auf dem Tisch liegt, können sich die Schüler schlechter konzentrieren und viele Dinge nicht mehr aus dem Gedächtnis abrufen, weil sie das Gefühl haben, sie könnten das ja gleich nachschauen.

Das Smartphone auf dem Pult fördert ungünstiges Lernverhalten?

Ja, viele Schüler haben den Kopf woanders, wenn sie dieses Ding sehen. Einige sind so



Whatsapp-süchtig, dass sie es nicht schaffen, das Handy herauszuholen, ohne heimlich nachzuschauen, wie viele Likes sie haben. Da wird der sinnvolle Handy-Einsatz im Unterricht natürlich schwierig. Das ist wie bei jenen Leuten, die sich beim Essen nicht kontrollieren können. Wenn man denen eine Tafel Schokolade hinlegt, essen sie sie einfach. So ist es auch mit dem Handy – es hat abhängig gemacht.

Der Konsum der digitalen Medien ist bei Kindern und Jugendlichen allgegenwärtig ...

... das gilt genauso für die Alten! Da ist diese Handy-Verwahrlosung ja auch erschreckend. Sobald sie im Zug sitzen, gucken sie sofort auf das Display, statt sich die Landschaft anzuschauen. Ich staune, wie schnell ältere Menschen, die angeblich gefestigt sind, abhängig wurden.

Sie finden es demnach richtig, wenn Eltern den Handy-Konsum der Kinder einschränken?

Unbedingt. Man sollte die Bildschirmzeit, sei das am Handy oder Computer, auf maximal zwei Stunden pro Tag beschränken. Das reale Leben findet immer noch woanders statt, indem man den Leuten ins Gesicht schaut und mit ihnen spricht. Bei Kindern ist es ein Problem, wenn sie zum Beispiel die Erfahrung nicht machen, was es für Konsequenzen hat, wenn sie etwas Böses sagen und alle ihre Aggressionen über Whatsapp loslassen.

Was sagen Sie als Lernforscherin: Haben die Corona-bedingten Einschränkungen des Schulbetriebs zu Defiziten geführt?

Wenn man anderthalb Jahre nicht ordentlich beschult wurde und man merkt nichts, müssten sich die Lehrer fragen, was sie zuvor für einen Unterricht gemacht haben. Es wird jetzt viele Primarschulkinder mit einer ausgeprägten Lese- und Rechenschwäche geben, weil Lerngelegenheiten gefehlt haben. Bei den Erstklässlern ist ein ganzer Jahrgang mit einem Handicap in die Schulkarriere gestartet. Das sollte man auf keinen Fall schönreden.

Was ist zu tun?

Man darf nicht überdramatisieren, man kann das aufholen. Es braucht jetzt aber dringend Tests, damit man sieht, wo es Defizite gibt. Ich bin dafür, dass man den letzten Pisa-Test nochmals macht, obwohl ein anderer dran wäre. So kann man schauen, wie die jetzigen Achtklässler in der Schweiz verglichen mit den Achtklässlern vor drei Jahren abschneiden. Im Kanton Zürich könnte man auch die Aufnahmeprüfungen für das Gymnasium auswerten. Da hat man Vergleichsdaten, die Prüfungen sind jedes Jahr ähnlich schwer.

Was raten Sie den Eltern, die sich um den schulischen Fortschritt ihrer Kinder sorgen?

Man sollte nicht panisch reagieren. Corona hat alle getroffen, es ist ein Kollektivschicksal. Nehmen wir den Übertritt ins Gymnasium. Der Kanton Zürich schickt immer noch 20 Prozent der Schulkinder, die zur Aufnahmeprüfung antreten, aufs Gymnasium. Wenn sie jetzt schlechter abschneiden, bleibt es bei diesen 20 Prozent.

Wie ist das an den Hochschulen, sind die Studierenden besser oder schlechter geworden?

In meinem Fach habe ich keine Defizite entdeckt, eher im Gegenteil. Es sind noch nie so wenige durch das Examen gefallen.

Waren sie im Lockdown einfach fleissiger, weil man nicht viel anderes unternehmen konnte?

Ja, natürlich. Studenten haben viele Versuchungen im Leben, was ich nachvollziehen kann, ich war auch einmal jung. Trotzdem haben sie mir leidgetan, dass sie nur zu Hause rumhocken mussten und das Uni-Leben nicht erleben konnten. [Mehr...](#)



«Die Gefahr der Überwachung ist gross»

NZZ am Sonntag, 26.9.2021, Bildung, Interview René Donzé

In Zukunft können Computer Schwächen der Schüler erkennen und sie gezielt fördern. Doch der Einsatz digitaler Mittel im Unterricht bringt auch neue Risiken, sagt Informatik-Didaktiker Beat Döbeli Honegger.

NZZ am Sonntag: Herr Döbeli, können Sie heute eigentlich schöner schreiben als in Ihrer Primarschulzeit?

Beat Döbeli: Nein, kann ich nicht. Wie kommen Sie darauf?

Weil Sie in einem Ihrer Vorträge, der online zu finden ist, Ihr Schulzeugnis zeigen. Dort steht eine 4 beim Schreiben. Jedoch eine 5–6 bei Mathematik und in der Sprache.

Ich habe bewusst ein gutes Zeugnis genommen. Aber es stimmt, Handschrift ist noch immer nicht meine Stärke. Wobei ich jetzt mit Block und Bleistift vor dem Bildschirm sitze, um Notizen zu machen.

Das Zeugnis ist ja eine Art rudimentäre Datensammlung. Heute liesse sich mit dem Einsatz von Computern in der Schule ein viel differenzierteres Bild der Schüler erstellen.

Das ist so. Wenn Kinder einen Computer oder ein Tablet benutzen, können rein technisch permanent Daten gesammelt und ausgewertet werden. Das kann sehr hilfreich sein: Eine Lehrerin sieht die Aktivitäten und Ergebnisse ihrer Klasse auch in selbständigen Arbeitsphasen und kann dies in ihre Arbeit einbeziehen. Lehrmittelverlage können detailliert mitverfolgen, wie ihre Lehrmittel genutzt werden. Computer können aber Daten nicht nur erfassen und aggregieren, sondern darauf reagieren und im besten Fall Vorschläge für das weitere Arbeiten machen.

Ist das nur Zukunftsmusik oder schon Realität? Sie erproben ja die Digitalisierung auch in der Projektschule Goldau.

Man ist noch lange nicht am Punkt des automatisierten Lernens. Natürlich verwenden wir digitale Werkzeuge, wie viele andere Schulen auch. Zudem ist eine Lernplattform im Einsatz, auf der die Schüler ihre Aufgaben abgeben können in Form von Text, Ton oder Video. Und die Lehrperson sieht, wer was gemacht hat, und kann Rückmeldungen geben.

Computer automatisieren alles, was geht. Warum ist man im Schulbereich nicht schon viel weiter?

Automatisiertes Lernen funktioniert erst beim Üben einfacher Fertigkeiten. In meiner Schulzeit musste die Lehrerin beispielsweise noch alle Stöcklirechnungen selber korrigieren. Heute kann eine Schülerin die Antwort sofort vom Programm erhalten, und der Computer gibt ihr schwierigere oder einfachere Übungen. So erhält die Lehrerin mehr Zeit für qualitative Rückmeldungen an die Kinder und die zwischenmenschliche Arbeit. Eine ganz andere Frage ist, ob es je eine Software geben wird, die etwa Aufsätze und andere Arbeiten beurteilen kann, bei denen es nicht ein Richtig oder Falsch gibt. Das sind Welten.

Wohin steuern wir?

Der heilige Gral des computergestützten Lernens sind sogenannte adaptive Lernsysteme: Der Computer merkt, wo ein Schüler in einem Fach abgehängt hat oder was er nicht verstanden hat. Dann liefert er vertieft unterstützendes Material und Übungen in diese Richtung. Daran wird seit über dreissig Jahren geforscht. Das könnte sehr nützlich sein. Es birgt aber auch Gefahren.

Warum?

Weil solche Systeme bisher vor allem kognitiv niederere Aktivitäten gut bewerten können. Kaum messen lassen sich Emotionen, Kreativität, Soziales, Engagement, Interesse, Neugierde.

***Was spricht denn dagegen, das Messbare zu messen?***

Wenig, wenn man es richtig einordnet, ohne das Nichtmessbare zu vernachlässigen. Sonst besteht die Gefahr, dass sowohl Lehrpersonen als auch Schülerinnen und Schüler vor allem das Messbare trainieren, weil sie gute Resultate vorweisen wollen. Es wäre beispielsweise fatal, wenn in Aufsätzen die Rechtschreibung stärker gewertet würde als die Geschichte und die Kreativität, schlicht weil Rechtschreibung leichter messbar ist.

Ich bin erstaunt, dass Sie als Digitalisierungs-Experte nicht positiver über den Einsatz solcher Technologien sprechen.

Ich bin absolut für den Einsatz digitaler Mittel in der Bildung. Wir müssen uns einfach bewusst sein, dass sie nicht die Lösung aller Probleme bringen und dass sie auch negative Konsequenzen haben können. Deshalb braucht es eine vertiefte Diskussion der Potenziale und Gefahren, bevor wir solche Systeme im Schulalltag einsetzen.

Das Trainieren auf Tests ist eine unerwünschte Entwicklung, eine andere ist wohl, dass Computer alle Aktivitäten registrieren können.

Die Gefahr der Überwachung ist gross. Es dürfte bei den Schülerinnen und Schülern Unsicherheit auslösen, wenn jeder Schritt, den sie in der digitalen Schulwelt tun, aufgezeichnet und verarbeitet wird. Kinder und Jugendliche brauchen doch weiterhin Zeit zum Blödeln in der Schule, ohne dass gleich irgendwo ein Lämpchen aufleuchtet, das signalisiert: Susi und Sebastian sind nicht bei der Sache.

Klingt nach Big Brother.

Ja, absolut. An vielen Schulen und Hochschulen sind bereits heute Systeme im Einsatz, bei denen die Lehrenden sehr viele Randdaten sehen – ich kann etwa nachschauen, ob und wann meine Studierenden die Vorlesungsvideos angeschaut haben. Auch im Schulbereich ist es möglich, dass eine Lehrerin so Einblick ins Lernverhalten ihrer Schüler erhält. Die Frage ist, ob wir das den Kindern, aber auch den Lehrern zumuten wollen.

Was halten Sie davon, wenn Lehrpersonen Aufgaben und Termine der Schüler digital auch den Eltern zugänglich machen?

Auch das hat zwei Seiten. Es scheint praktisch, weil so die Eltern stets informiert sind über die Pflichten ihrer Kinder. Doch eigentlich sollten die Kinder lernen, selbständig Notizen zu machen und Aufgaben zu erledigen. Wenn ich den Schülern alles auf dem Silbertablett serviere, habe ich zwar im besten Fall weniger Probleme mit vergessenen Aufgaben. Umgekehrt lernen sie nicht, eine To-do-Liste zu führen. Zudem würden sich die Eltern noch mehr in die Schule einmischen.

Das untergräbt die Autonomie der Kinder.

Ja. Die Möglichkeiten der Eltern, am Schulgeschehen teilzunehmen, sind mit der Digitalisierung potenziell viel grösser geworden. Die Technik bietet immer mehr Möglichkeiten zur Überwachung, Steuerung und Beurteilung. Das führt bis hin zu Kameras in Kinderkrippen, so dass die Eltern auf ihrem Handy verfolgen können, was ihre Kinder tun. Oder Uhren für Kinder mit GPS. Wir müssen als Gesellschaft die Diskussion führen, was das für Konsequenzen hat.

Auch für die Lehrer.

Genau. Was gehört eigentlich zur Aufgabe der Lehrperson? Bis jetzt ist sie vor allem dafür verantwortlich, was im Schulzimmer läuft. Was machen wir, wenn sie plötzlich viel mehr weiss?

Big Data hilft aber auch, die Schüler besser einzuordnen. Es erleichtert Prognosen und ermöglicht ausserdem, früher zu intervenieren.

Statistisch gesehen vielleicht schon. Aber das wird dem Einzelnen nicht gerecht. Es gibt auch Kinder, die erst viel später plötzlich den Knopf aufmachen. Werden aufgrund von Daten zu früh Prognosen erstellt, erhöht sich der Druck auf die Kinder. Soll man schwache



Kinder schon ab der zweiten Klasse speziell fördern? Oder erwecken solche prognostischen Systeme den Eindruck, die eigene Zukunft sei eh schon vorgegeben und Anstrengung lohne sich nicht? Prognosen über so grosse Zeiträume, die nur auf Messbarem beruhen, schränken das Bild über einen Menschen unzulässig ein.

Dem würde ich entgegenhalten, dass Daten und Algorithmen unbestechlich sind und nicht anfällig für Bias. Das erhöht die Zuverlässigkeit von Prognosen – Lehrerinnen und Lehrer hingegen können sich täuschen. Oder ein Kind einfach nicht mögen.

Beim Menschen weiss man, dass er sich täuschen kann, man zweifelt an seinen Einschätzungen und Prognosen. Bei Algorithmen hingegen haben viele das Gefühl, sie seien unfehlbar. Doch langsam wächst die Erkenntnis, dass auch in Algorithmen gewollte oder ungewollte Vorurteile enthalten sein können. Dasselbe gilt für die Daten, mit denen man sie füttert.

Haben die Widerstände der Lehrer gegen die digitale Vermessung der Schüler nicht vor allem damit zu tun, dass diese auch zu einer Vermessung ihres Unterrichts und ihrer Leistungen führen kann?

Das ist ein heikles Thema. Tatsächlich besteht die Gefahr, dass die Technologien für andere Zwecke eingesetzt werden als jene, für die sie ursprünglich gedacht waren. Alle Beteiligten müssen das Vertrauen haben, dass die Daten nicht gegen sie verwendet werden.

Es ist doch gut, wenn man messen kann, bei welchen Lehrern Schüler die grössten Fortschritte machen. Das könnte sogar lohnwirksam gemacht werden.

Wenn es dazu käme, würde ich als Lehrer sofort die Klassenlehrerstunden streichen und stattdessen Kopfrechnen und Rechtschreibtraining mit den Kindern machen. Das Soziale, das wir in der Klassenlehrerstunde üben, bliebe aussen vor, weil es nicht gemessen wird. Wollen wir das?

Gläserne Schülerinnen und Schüler sind also erwünscht, gläserne Lehrpersonen dagegen nicht.

Nein. Die digitalen Systeme sind gut, solange sie richtig zur Förderung aller Beteiligten eingesetzt werden. Aber keinesfalls sollen sie zu einer Überwachung oder Schubladisierung von Menschen führen. Es ist ein stetiges Abwägen, das erst richtig beginnt. Wir dürfen nicht aufgrund von technischen Potenzialen Realitäten schaffen, die wir später bereuen.

Zurück zu Ihrem Zeugnis. Dort hat die Lehrerin neben der Schreibnote 4 vermerkt: «Gibt sich Mühe».

Das ist eine Beurteilung, die ein Computer nie leisten könnte, weil er nicht sieht, mit welcher Haltung ein Kind eine Aufgabe löst.

Wenn Schüler Lehrer auswählen

NZZ am Sonntag, 3.10.2021, Schweiz, René Donzé

Zwei Schulen wagen ein Experiment: Sie lassen Jugendliche bei der Rekrutierung neuer Lehrkräfte mitreden

«Ich war sehr überrascht», sagt der 36-jährige Lehrer Daniel Schmed. Als er sich im letzten Winter für eine Stelle an der Sekundarschule Neftenbach im Kanton Zürich bewarb, sah er sich plötzlich vier Schülerinnen und Schülern gegenüber, die ihm kritische Fragen stellten. Zum Beispiel: «Was unternehmen Sie, wenn ein Schüler gemobbt wird?» «Kann



man als Schülerin auch mit privaten Problemen zu Ihnen kommen?» «Wie würden Sie sich selber beschreiben?»

Ein klassisches Bewerbungsgespräch – allerdings mit ungewöhnlichen Vorzeichen. Für einmal waren es Jugendliche, die den Bewerber interviewten. Danach besprachen sie ihre Eindrücke mit der Schulleiterin Sandra Buchmann, die das Gespräch beobachtet hatte. «Die Jugendlichen sollen spüren, dass sie eine wichtige Rolle spielen im System Schule», sagt sie.

«Mega sympathisch»

Übernommen hat sie die Idee von einem ihrer Vorgänger, Paolo Castelli, der vor ein paar Jahren schon in Neftenbach solche Bewerbungsverfahren durchgeführt hatte. Heute leitet er die Schule Wädenswil, wo er bei der Stellenbesetzung ebenfalls auf Schülerbeteiligung setzt. «Es ist bei diesen Gesprächen auch für uns interessant zu sehen, wie die Lehrpersonen auf die Jugendlichen eingehen», sagt er.

In Wädenswil werden die Interviews ausschliesslich von Schülern der dritten Sekundarklassen geführt, in Neftenbach waren auch solche aus der zweiten beteiligt. Die Bewerbungsdossiers bekommen die Schüler nicht zu Gesicht. Die erste Auswahl trifft die Schulleitung. In Neftenbach kamen nur sechs Personen für die fünf offenen Stellen in die engere Auswahl und mussten sich den Fragen stellen.

Malin und Leandra haben – als Delegierte des Schülerparlaments – die Lehrer befragt. «Es war uns wichtig, vor allem zwischenmenschliche Themen anzusprechen», sagt Leandra. Sie wünscht sich, dass Lehrer gut auf die Jugendlichen eingehen könnten, für sie da seien. «Die meisten waren mega sympathisch», sagt Malin. Doch einer war ihr Favorit. «Er hat schnelle und klare Antworten gegeben. Und er hat viel gewusst über unsere Schule.»

Dazu muss man wissen, dass die Sek Neftenbach keine gewöhnliche Schule ist: Sie setzt auf altersdurchmisches und selbst organisiertes Lernen. Diese Aufhebung klassischer Schulstrukturen hatte vor rund zwölf Jahren viele verunsichert; es kam sogar zu Schülerstreiks. Auch Wädenswil kennt Durchmischung und Selbstorganisation.

Eine gewisse Mitsprache von Kindern und Jugendlichen ist heute in vielen Schulhäusern gegeben. Es gibt Schülerparlamente, Ideenbüros, Schülerdelegationen. «Meist geht es dabei aber um weniger zentrale Themen ausserhalb des Unterrichts», sagt Enikő Zala-Mező, Leiterin des Zentrums für Schulentwicklung an der Pädagogischen Hochschule Zürich. Beispielsweise können die Kinder bei der Pausenplatzgestaltung oder der Organisation eines Schulanlasses mitreden.

«Die Mitspracherechte der Kinder und Jugendlichen dehnen sich aber immer mehr aus», sagt Zala-Mező. «Es braucht Mut und Kreativität, die Schülerinnen und Schüler in Entscheidungen einzubinden. Aber es lohnt sich.» Eine Studie aus Deutschland zeigt, dass sogar Kita-Kinder bei der Wahl ihrer Betreuenden mitbestimmen können.

Thomas Minder, Präsident des Schulleiterverbandes Schweiz, spricht von einer «tollen Idee». «So erhalten die Kinder und Jugendlichen noch mehr Wichtigkeit.» Am Ende aber müsse die Auswahl bei den Erwachsenen liegen – wenn denn überhaupt eine Auswahl bestehe. Oft seien die Schulen froh, überhaupt genügend Kandidaten zu haben.

Die Schule Neftenbach hatte Glück. Von den sechs Personen in der engeren Auswahl fiel eine so-wohl bei den Schülern als auch der Schulleitung durch. «Man war sich einig, dass sie nicht so gut an unsere Schule passt», sagt die Schulleiterin Buchmann. Die anderen fünf kamen gut an. Was aber, wenn keine Einigkeit bestanden hätte? «Es hat noch nie grundlegende Differenzen in der Einschätzung gegeben», sagt Castelli, der auf mehrere Auswahlverfahren zurückblicken kann.



Reife Fragen

Schmed hat das Vorstellungsgespräch in Neftenbach als «stressig, aber gut» in Erinnerung. «Ich war erstaunt, wie reif die gestellten Fragen waren.» Es habe ihm auch einen guten Eindruck dieser etwas speziellen Schule vermittelt, für die er nun arbeitet. «Es ist schön zu wissen, dass die Schülerinnen und Schüler mich wollen», sagt er. Das gebe ihm eine zusätzliche Legitimation.

Malin und Leandra waren damals in der dritten Sekundarklasse und hatten gerade eben ihre Lehrstellen-Bewerbungsgespräche hinter sich. «Da war es auch interessant, einmal die andere Seite zu sehen», sagt Leandra. Selber können die beiden KV-Lehrlinge «ihre» Lehrer nicht mehr erleben. Rückmeldungen aber erhielten sie schon, sagt Malin. «Unsere jüngeren Kolleginnen haben gesagt, wir hätten mega gut ausgewählt.»

Mitreden ja – entscheiden nein

NZZ am Sonntag, 3.10.2021, Meinungen, Schule, René Donzé

In zwei Zürcher Gemeinden können Schüler mitreden, wenn es um die Einstellung neuer Lehrer geht. Das tönt nach antiautoritärer Erziehung und Kuschelpädagogik. Heute beziehen Eltern ihre Kinder oft viel zu früh in Entscheide mit ein, delegieren Verantwortung. Das kann überfordern und belasten. Doch hier geht es um etwas anderes: Der Lernerfolg von Schülern hängt in erster Linie davon ab, ob die Lehrerin eine Beziehung zu ihnen aufbauen kann. Bei Neueinstellungen ist es also wichtig, zu sehen, ob Kandidaten den Draht zu ihnen finden. Da sind Schüler die Experten. Also darf man auch ihre Meinung anhören. Doch die Hierarchie muss gewahrt bleiben: Die fachliche Beurteilung und der Entscheid liegen bei den Erwachsenen.

Der Fall Rodriguez war kein Zufall

NZZ, 27.9.2021, Meinung & Debatte, von Nils Pfändler

Die Städtzürcher Schulstrukturen sind aufgebläht, veraltet und verschlungen. Dabei liegen Lösungen schon lange bereit.

Es klingt wie ein Lehrstück über Vetternwirtschaft: Ein hohes Behördenmitglied tritt freiwillig aus dem Amt, lässt sich von einem Gremium, das es selber präsidiert, in eine grosszügig bezahlte Stelle wählen und kassiert dafür auch noch eine Abfindung von 650 000 Franken. Genau so spielte sich die Geschichte ab – diesen Sommer in Zürich.

Der Fall des ehemaligen Schulpräsidenten des Schulkreises Uto, Roberto Rodriguez, schlug Ende Juli hohe Wellen. Selbst wenn die Abfindung von 3,5 Jahreslöhnen laut Verordnung rechtmässig war und der SP-Mann schliesslich auf die neue Stelle verzichtete, dürfte sich manch ein Beobachter über das bunte Treiben in der grössten Schweizer Stadt gewundert haben. Von Abzocke, Postenschacher und Machtmissbrauch war die Rede. Viele dürften im Zuge dieser Sommeraffäre gemerkt haben, wie kompliziert die Organisation der Städtzürcher Schulbehörden ist. Das Konstrukt ist historisch gewachsen, mittlerweile ist es so unübersichtlich, veraltet und verschlungen, dass kaum jemand mehr den Durchblick hat. Das führt zu unklaren Verantwortlichkeiten, zu Ineffizienz und Doppelspurigkeiten. Im schlimmsten Fall – und das hat der Fall Rodriguez bewiesen – auch zu Klüngelei.

Seit Jahrzehnten gibt es Versuche, das System zu reformieren. Bis jetzt erfolglos. Dabei



wäre eine Neuerung dringend nötig. Denn die Organisation ist ein Konstrukt von vorgestern, das den Herausforderungen von morgen nicht gewachsen ist.

Ein König ohne Macht

Zuoberst auf dem staubigen Thron der Zürcher Schulorganisation sitzt der Stadtrat und Schulvorsteher Filippo Leutenegger. Doch Leutenegger ist ein König ohne Macht. Denn bei vielem, was die Volksschule angeht, hat der FDP-Mann kaum etwas zu sagen. Das hat auch der Fall Rodriguez gezeigt. Er habe erst spät von den Vorgängen erfahren und danach gar nicht eingreifen können. Das beteuerte der Stadtrat in einem Interview mit der NZZ, und das lässt sich auch am verschachtelten Organigramm der Zürcher Schule festmachen: Rodriguez war einer von sieben Schulpräsidenten. Sie stehen in der Stadt Zürich den sieben Schulkreisen vor. Alle Präsidenten bilden zusammen mit dem Schulvorsteher die Schulpflege. Ausserhalb dieses Gremiums hat Leutenegger aber kaum Einfluss. Denn die sieben Schulpräsidentinnen und Schulpräsidenten regieren in ihren sieben teilautonomen Schulkreisen auf derselben Hierarchiestufe wie die Schulpflege und geniessen dabei reichlich Freiheiten. Der Schulvorsteher ist dort eher ein Beisitzer.

Wirrarr an Zuständigkeiten

Es wird noch komplizierter. Pro Kreis zählt jede Schulbehörde 25 Mitglieder. Mit insgesamt 175 Personen ist der Apparat deutlich grösser als das Stadtparlament mit seinen 125 Mitgliedern. Die Kreisschulbehörden gehören zwar alle zur selben Stadt, sie tüfteln aber vieles selber aus und agieren mitunter so, als ob sie in Pestalozzi-Manier die Schule neu erfinden müssten. Sie verfassen eigene Programme, Leitbilder und Geschäftsordnungen mit pädagogischen Konzepten oder Richtlinien fürs Personal- und Krisenmanagement. Der Schulkreis Waidberg pflegt neben einer Aufsichtskommission auch noch eine Kommission zur Integration fremdsprachiger Kinder und eine Verkehrskommission. Die Kreisschulbehörde Letzi führt ein eigenes Organisationshandbuch. Es umfasst 61 Seiten.

Das Wirrarr bei den Zuständigkeiten geht über die Stadtgrenze hinaus. Das zeigt sich bei der Frage, wer sich alles um die Qualität der Schulen kümmert. Beim Kanton heisst es, dass die Fachstelle für Schulbeurteilung «die Qualität der Schulen aus pädagogischer und organisatorischer Sicht» prüft. Bei der Stadt heisst es, dass das Schulamt «strategisch und operativ zuständig für die Qualität der städtischen Volksschule und für ihre Weiterentwicklung» sei. Und bei den Schulkreisen heisst es, dass die dortigen Behörden «verantwortlich für die Qualität der Schule» sind. Ob so viel Qualitätssicherung die Qualität tatsächlich erhöht, sei dahingestellt. Jedenfalls steht in den Schulkreisen der bürokratische Aufwand in keinem Verhältnis zu den Kompetenzen, welche den Behörden tatsächlich zukommen. Vor allem, weil ab 2022 eine ihrer wichtigsten Aufgaben wegfällt: die Beurteilung der Lehrerinnen und Lehrer. Neu sind die Schulleiter dafür zuständig. Ein längst überfälliger Schritt.

Festklammern am Status quo

Die Mängel im System sind bekannt. Die Strukturen seien «unbefriedigend, um nicht zu sagen unhaltbar», sagte auch Filippo Leutenegger jüngst gegenüber der NZZ. Schon zwei seiner Vorgänger hatten probiert, einen Reformprozess anzustossen. Angeregt von einer Motion der SP und der AL im Gemeinderat, startete nun vor kurzem ein neuer Versuch. Es spricht aber nicht viel dafür, dass sich grundlegend etwas ändern wird. Die Strukturen sind festgefahren, und die Meinungen darüber, wie sie entflochten werden könnten, gehen weit auseinander. Zudem ist der Status quo nicht nur für die Mitglieder der einzelnen Kreisschulbehörden, sondern auch für die Parteien lukrativ.

Ein Schulpräsident wie Roberto Rodriguez verdient gegen 190 000 Franken pro Jahr. Für die 24 nebenamtlichen Behördenmitglieder winkt nicht nur ein Einstieg in die städtische Politik, sondern auch ein jährlicher Verdienst von durchschnittlich 10 000 Franken, wie das



Schuldepartement auf Anfrage bekanntgibt. Das Geld lässt auch die Kassen der Parteien klingeln – allen voran jene der SP. Denn sowohl die Schulpräsidenten als auch die Mitglieder der Kreisschulbehörde sind vom Volk gewählt und gehören in den allermeisten Fällen einer Partei an. Die Sozialdemokraten stellen als stärkste Partei der Stadt die meisten Behördenmitglieder. Gegenwärtig gehören fünf der sieben Schulpräsidenten und rund ein Drittel der 175 Behördenmitglieder der SP an. Nun muss man wissen, dass die SP von ihren Mitgliedern sogenannte Parteiausgleichsbeiträge verlangt. So will es das Reglement. Bei tieferen Einkommen von nebenamtlich tätigen Personen fällt das nicht so ins Gewicht. Vollamtliche Behördenmitglieder zahlen aber einen um 30 Prozent höheren Beitrag. Die Berechnungsskala ist öffentlich einsehbar. Es lässt sich deshalb beziffern, dass via die Mitglieder der Zürcher Kreisschulbehörden jährlich mehr als 100 000 Franken in die Parteikasse der SP fließen. Es ist deshalb naheliegend, dass manch einer in den Reihen der Partei wohl kein grosses Interesse daran haben wird, das System zu reformieren.

Schädliche Spielchen

Wie wichtig die Parteizugehörigkeit in den Kreisschulbehörden nach wie vor ist, zeigt ein Blick auf den Schulkreis Letzi. Dort empfahl die abtretende Präsidentin, Barbara Grisch von der SP, einen Kandidaten von der FDP als Nachfolger. Das passte ihrer Partei nicht. In einem aufwendigen Wahlkampf hievte sie eine Genossin auf den Posten. Der Knatsch hatte Folgen für Grisch: Sie trat nach mehr als 25 Jahren aus der Partei aus.

Solche Spielchen wie in den Schulkreisen Letzi und Uto schaden dem Vertrauen der Bevölkerung in die Behörden. Dabei wäre dieses heutzutage besonders wichtig. In den kommenden Jahren entstehen Dutzende neue Schulhäuser, und mit dem Ausbau der Tagesschulen verbringen die Kinder immer mehr Zeit in der Schule. Die demokratische Legitimation in der Bevölkerung und eine direkte Verbindung von Eltern und Schule sind deshalb unabdingbar. Es ist aber fraglich, ob es dafür eine Behörde mit vielen Mitgliedern und wenig Kompetenzen braucht. Einmal mehr bietet sich die Chance, eine Reform anzupacken. Sie sollte nicht verpasst werden.

Ansätze, wie das System künftig aussehen könnte, gibt es schon lange. Bereits im Jahr 2009 hat das Consulting-Unternehmen Ernst & Young zusammen mit dem Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Zürich für die Stadt einen Bericht verfasst, der mehrere Szenarien für eine schlankere Schulstruktur präsentiert. Passiert ist seither wenig. Dabei könnte das 124 Seiten starke Dokument fast eins zu eins auf die Gegenwart angewendet werden. Das favorisierte Modell sieht eine klare Führungslinie zwischen dem Schulvorsteher, dem Leiter des Schulamts, sieben parteiunabhängigen Schulkreisleitern und den Schulleitern vor. Eine demokratisch legitimierte siebenköpfige Schulpflege amtiert als Rekursinstanz und beaufsichtigt die städtische Volksschule. Die Politik, die Eltern und das Schulpersonal wirken via Schulbeirat oder Elternräte direkt auf der Ebene der Schulen mit. Dadurch entstehen klare Verantwortlichkeiten, die Parteipolitik erhält weniger Gewicht, und das ganze System wird entschlackt, ohne die Teilnahme der Bevölkerung zu verlieren. Meilen, Dübendorf, Volketswil, Kloten, Dietikon, Maur und viele weitere Gemeinden haben bereits seit längerem ein ähnliches System. Winterthur hat am Sonntag mit der Abstimmung zur neuen Gemeindeordnung einem vergleichbaren Modell mit einer Leitung Bildung zugestimmt.

Auch in Zürich liegen die Ideen für eine Abspeckkur schon lange auf dem Tisch – oder heute wohl eher verstaubt in irgendeiner Schublade der Behörden. Es ist Zeit, sie endlich wieder hervorzunehmen.



Schulische Integration – Anspruch und Realität

Veranstaltung vom 27. Oktober 2021,
Bildungsforum Aargau – Schule im Fokus



Bildungsforum Aargau – Schule im Fokus
Postfach 114, 8964 Rudolfstetten • info@bildungsforum-aargau.ch, www.bildungsforum-aargau.ch

Schulische Integration – Anspruch und Realität

Bestandsaufnahme und Ausblick

Vortrag von ELIANE PERRET mit Diskussion

Mittwoch, 27. Oktober 2021, 19.30 Uhr

Pflegezentrum Süssbach

Fröhlichstrasse 9

5200 Brugg

Integration ist heute das bevorzugte schulische Setting für Kinder mit besonderen Bedürfnissen. Nach einigen Jahren der Erfahrung ist es an der Zeit, ehrlich Bilanz zu ziehen und sich den entstandenen Fragen zu stellen:

[Mehr...](#)

Schulische Integration – Anspruch und Realität

Bestandsaufnahme und Ausblick

Vortrag von ELIANE PERRET mit Diskussion

Mittwoch, 27. Oktober 2021, 19.30 Uhr

Pflegezentrum Süssbach, Fröhlichstrasse 9, 5200 Brugg

Integration ist heute das bevorzugte schulische Setting für Kinder mit besonderen Bedürfnissen. Nach einigen Jahren der Erfahrung ist es an der Zeit, ehrlich Bilanz zu ziehen und sich den entstandenen Fragen zu stellen:

- Was bezweckt schulische Integration?
- Worin bestehen ihre theoretischen Grundlagen?
- Welchen Rahmen setzen nationale und internationale Vorgaben?
- **Schulische Integration in der Praxis - Anspruch und Realität?**
- Gibt es positive Beispiele schulischer Integration?
- Die Alternative: Kooperation statt Integration?

Dr. phil. ELIANE PERRET ist Primarlehrerin, Heilpädagogin und Psychologin und blickt auf eine langjährige praktische Tätigkeit auf allen Schulstufen zurück. Sie war Dozentin für Psychologie und Pädagogik an einer Ausbildungsinstitution für Lehrpersonen und Kursleiterin für von Illetrismus Betroffene. Bis 2020 arbeitete sie als Schulleiterin und Schulische Heilpädagogin an einer Sonderpädagogischen Tagesschule für Kinder und Jugendliche mit Lernproblemen und Verhaltensauffälligkeiten. Sie ist Autorin von Artikeln über Psychologie, Erziehung und Schule sowie über Gewalt- und Mobbingprävention. Zuletzt veröffentlichte sie gemeinsam mit Riccardo Bonfranchi das Buch «Heilpädagogik im Dialog. Praktische Erfahrungen, theoretische Grundlagen und aktuelle Diskurse» (2021).

Es gilt die Covid-Zertifikatspflicht.